

50 kg netto 14 M. besollt u. Brief, Ia. Coal 14-14,50 M. ...

Wahl, 7. März. (Schlesien) Weizen ... per Hektar 18,50 ...

Wahl, 7. März. (Schlesien) Weizen ... per Hektar 18,50 ...

Waren- und Produktberichte.

Wahl, 7. März. Weizen ... per Hektar 18,50 ...

Wahl, 7. März. (Schlesien) Weizen ... per Hektar 18,50 ...

Wahl, 7. März. (Schlesien) Weizen ... per Hektar 18,50 ...

Advertisement for Otto Thiele, Halle (Saale), featuring book and art printing services. Includes text: 'Buch- und Kunstdruckerei', 'bestens empfohlen', 'Wir liefern alle Drucksachen von einfachsten Schwarz- bis zu dem elegantesten Luxusdruck...'.

Butterverkauf! Advertisement for butter sale. Text: 'Vom heutigen Tage werde ich feinste Tafelbutter in der Zscheriener Michhalde, Brüderrstr. 14, regelmäßig zum Verkauf bringen...'.

Frauen-Verein zur Armen- und Krankenpflege. Advertisement for a women's association. Text: 'Donnerstag, 12. März, 6 Uhr, im Volkshaus (Neue Brömmende 13) Vortrag zum Behen des Vereins...'.

Advertisement for Otto Giseke, Halle (Saale), featuring bicycles. Text: 'Otto Giseke Halle (Saale), empfiehlt alle besten Fabrikate in Fahrrädern zu billigen Preisen...'.

Advertisement for Saathofer-Offerte, featuring agricultural products. Text: 'Saathofer-Offerte. Düngemittel, Hafer, etc. Albert Lante, Thonauer bei Siebenbrunn...'.

Halloren-Tropfchen. Advertisement for medicine. Text: 'D. R. M. ang. feinsten Cabinet-Vitriol von P. Fr. Ledder, Halle a. S., Wein-Handlung und Fabrik feinsten Leikörs...'.

Saat-Kartoffeln. Advertisement for potato seeds. Text: 'Prof. Dr. Maeder, Geh. Rath Thiel, Vöbus, Holländer Cralles und Rothmann & W. 2,50; Reich, Dankschilde, Fittenerau und Wlanagen & W. 2,25...'.

Advertisement for Hafer zur Saat and other agricultural products. Text: 'Hafer zur Saat empfohlen als Nachbau, in kalten Tagen gemuldet, in besterterter Waare; Heine's ertragreicherster und Beseler's...'.

Hallescher Courier.

Tägliche Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung.

N. 58.

Halle a. S., Montag, den 9. März

1896.

[Nachdruck verboten.]

Um eine Fürstenkrone.

18]

Roman von Reinhold Ortman.

Wohl bemühte er sich, zur Stärkung seiner Widerstandskraft auch die Erinnerung an jenen Vorgang im Schwurgerichtssaale herauf zu rufen, da sie ihre Hand erhoben hatte, um mit vollem Bewußtsein einen falschen Schwur zu leisten. Aber diese Vorstellung blieb schattenhaft und eindrucklos jenen andern Bildern gegenüber und wenn er sich selber gemahnen wollte: „Sie ist eine Meineidige!“ — so klang ihm gegen seinen Willen immer wieder eine Stimme dazwischen: „Sie setzte sich der Schmach und dem Verderben aus, um ein Menschenleben zu retten. Wer ist berechtigt, darum den ersten Stein auf sie zu werfen?“ —

Er war die Antwort auf Rafaella's zitternde Frage schuldig geblieben. Da erhob auch sie sich von ihrem Stuhl und kam um zwei Schritte näher auf das Fenster zu.

Man hat mir gesagt, daß es Ihre Gewohnheit sei, sich der Armen und Rechtlosen anzunehmen, daß Sie Ihren Geist und Ihre Arbeitskraft mit Vorliebe in den Dienst Derjenigen stellen, die sonst nicht leicht einen hingebenden Sachwalter oder Verteidiger finden. Wäre ich ein Bettelweib von der Straße, und mein Vothar ein wimmerndes, in Lumpen gehülltes Kind, so hätten Sie wahrscheinlich nicht erst gefragt, ob ich mich vielleicht einmal nach menschlichen Sagen eines Unrechts schuldig gemacht. Warum aber soll ich im Nachtheil sein gegen Jene? Warum wollen Sie gerade nur gegen mich den unnahbaren Sittenrichter spielen?“

Mohrungen wandte sich nach ihr um, und in dem Moment, da sich ihre Blicke begegneten, reichte er ihr, einer fast unwillkürlichen Eingebung folgend, seine Hand.

„Ich werde die Sache ihres Kindes führen, Frau Gräfin, und was an mir liegt, ihm zum Siege zu verhelfen, das soll geschehen.“

Er fühlte den Druck ihrer schlanken Finger, und so heiß strömte es ihm bei dieser Berührung durch die Adern, daß er wie in plötzlichem Erschrecken seine Hand zurückzog, und daß er, noch ehe Rafaella ein Wort des Dankes sprechen konnte, in merklich verändertem kühlerem Tone fortfuhr: „Natürlich werde ich Ihnen zur Anhängigmachung eines Processes nur dann rathen, wenn Aussicht vorhanden ist, denselben für Ihren Sohn zu gewinnen. Und auf Grund Ihrer Darstellung allein läßt sich darüber selbstverständlich noch nicht urtheilen. Erst wenn ich Einsicht in die vorhandenen Papiere und Dokumente genommen, mich von dem Wortlaut des von Ihnen erwähnten Hausgesetzes unterrichtet und den Standpunkt der Gegenpartei kennen gelernt habe, werde ich im Stande sein, eine eigene Meinung abzugeben.“

Ob dieselbe Ihren Wünschen entsprechen wird, weiß ich in diesem Augenblick noch nicht; aber es würde mir selber aufrichtige Genußthuung bereiten, wenn es der Fall sein könnte, denn ich bin allerdings der Ansicht, daß Bestimmungen, wie die in jenem Hausgesetz enthaltenen, geradezu ein Vohn sind auf die Geseßung und Aufklärung unseres Jahrhunderts, und daß jeder Feind der Finsterniß und des Rückschritts auch gegen dergartige Ueberbleibsel mittelalterlicher Unkultur kräftig ankämpfen sollte. In einem gewissen Sinne, Frau Gräfin, würde der Sieg Ihres Kindes auch der Sieg der Humanität und des gesunden Menschenverstandes sein. Einer solchen Aufgabe aber werde ich mich niemals entziehen.“

„Was auch immer Sie zur Annahme dieses Mandats beiriumt haben mag,“ erwiderte Rafaella, „ich werde jedenfalls niemals aufhören, Ihnen dafür zu danken; denn ich weiß, daß meine Sache nicht in besseren Händen sein kann, als in den Ihrigen. Wann darf ich Ihnen die in meinen Händen befindlichen Papiere übergeben? Würden Sie es vielleicht über sich gewinnen können, mich zu diesem Zweck an einem der nächsten Tage zu besuchen?“

„Wenn es Ihnen erwünscht ist, Frau Gräfin — gewiß! erwiderte er ruhig. „Sie haben Ihren Aufenthalt jetzt also wieder in Berlin genommen?“

„Ja! Das Herrenhaus von Gerbauen ist für mich voll zu schrecklicher Erinnerungen, als daß ich das Leben darin noch länger hätte ertragen können. Und doch ist es wohl auch besser, wenn wir uns jeberzeit mühelos verständigen können.“

Mohrungen neigte bejahend das Haupt und notirte die von ihr angegebene Adresse. Dann geleitete er sie höflich zur Thür. Als sie schon auf der Schwelle stand, schlug Rafaella noch einmal die Augen voll zu ihm auf und sah ihm eine Sekunde lang in's Gesicht.

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor!“ sagte sie leise. „So weit es an mir ist, sollen Sie ihr Versprechen nie zu brechen haben!“

Auch diesmal hatte der Rechtsanwalt keine andere Antwort als eine stumme Verbeugung. Doch die Gräfin Rafaella Hohenstein war zufrieden mit dem, was sie in seinen Zügen zu lesen glaubte.

Als sie die unten harrende Droschke bestieg, lag ein glückliches Lächeln auf ihren Lippen und aus ihren schönen Augen leuchtete ein Triumph, der unmöglich durch die schwache Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang ihres Processes hervorgerufen sein konnte.

Zwölftes Kapitel.

Die Gesundheit der Komtesse Bertha Hohenstein schien nach dem Tode ihres Vaters so ernstlich angegriffen, daß die Aerzte, welche den Fürsten in seiner letzten Krankheit behandelt hatten, eindringlich zu einer Luftveränderung rathen. Mit voller Bestimmtheit aber wies Bertha alle auf eine Reise nach Sibirien hinauslaufenden Vorschläge zurück. Sie erklärte, daß es sie einzig darnach verlange, einige Monate in ungestörter Einsamkeit zu verbringen, und daß sich ihr dazu nirgends so gute Gelegenheit bieten würde, als gerade auf Schloß Hohenstein, dem als einem Hause der Trauer für die nächste Zeit wohl alle lästigen Besucher fernbleiben mußten. Nicht ohne Zögern willigte sie in dem von Wenzel ausgesprochenen Wunsch, eine entfernte Verwandte der Familie, die verwittwete Baronin von der Goltz, für einen längeren Aufenthalt zu sich einzuladen; denn am liebsten hätte sie sich allein auf den Umgang mit ihrer bisherigen Gesellschafterin beschränkt. Da ihr Verlobter aber besonderes Gewicht auf die Annahme jenes Vorschlags zu legen schien, bestand sie nicht auf ihrem anfänglichen Widerstreben, und schon am Tage der Beisezung des verstorbenen Fürsten traf die Baronin auf Schloß Hohenstein ein. Sie war eine ältere Dame von stillem, freundlichem Wesen, die weder darnach strebte, eine besonders einflußreiche Stellung im Schlosse zu erlangen, noch der jungen Komtesse durch ein allzu eifriges Bemühen, sie aufzuheitern und zu zerstreuen, lästig fiel. Bertha, die bis dahin wenig Gelegenheit gehabt, die in der Zurückgezogenheit eines adeligen Damenstiftes lebende Verwandte kennen zu lernen, fühlte sich von dem lebenswürdigen Gleichmaß ihres Wesens gerade in ihrer gegenwärtigen Stimmung sehr sympathisch berührt und viel schneller, als sie selbst es erwartet haben mochte, bildete sich zwischen den beiden Damen ein freundschaftliches und herzliches Verhältniß heraus.

Um so befremdlicher mußte angesichts dieser Thatfachen vielleicht die beinahe ängstliche Zurückhaltung erscheinen, welche Bertha während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes auf dem Schlosse dem Fürsten Wenzel gegenüber beobachtete. Sie hatte gegen die unter so seltsamen Umständen und ohne ihre ausdrückliche Zustimmung geschlossene Verlobung keinen Einspruch erhoben, und es war davon zwischen ihr und ihrem Vetter überhaupt nicht mit einem einzigen Worte die Rede gewesen; aber ihr Benehmen gegen ihn war ganz gewiß nicht dasjenige einer liebenden Braut. Sie duldete stillschweigend, daß er hinsichtlich der Fürsorge für ihre Person gewisse Rechte in Anspruch nahm, die sie ihm ohne jenes Verlöbniß kaum zuer-

standen hätte, doch sie wußte durch den unveränderlichen Ernst ihres Wesens jede vertraute Annäherung, die etwa in seiner Absicht gelegen haben könnte, auf das Entschiedenste zu verhindern. Da unter dem Druck der tiefen Trauer ohnedies alle Verhältnisse eine andere Gestalt annehmen mußten, war in diesem Verhalten der jungen Braut nichts geradezu Auffälliges für ihre Umgebung, und wenn Fürst Wenzel selbst sich dadurch verletzt fühlte, so verstand er es doch gut, diese Empfindung zu verbergen. Er war stets gleichmäßig ritterlich und aufmerksam und zeigte sich in Allem, was seine Verlobte anging, nur von der lebenswürdigsten und vortheilhaftesten Seite. Sicherlich geschah es auf seinen ausdrücklichen Befehl, daß Gertha sowohl von den höheren Beamten der fürstlichen Verwaltung, als von der gesammten Dienerschaft ganz wie die alleinige Herrin behandelt wurde, und daß man in ihrer Umgebung auf das Sorgfältigste Alles vermied, was sie an die durch den Tod ihres Vaters herbeigeführte tiefgehende Veränderung hätte gemahnen können.

Auch die zarte Rücksicht auf ihre Empfindungen war es vortieft allein, die den Fürsten bestimmte, nicht sogleich seinen Abschied zu nehmen, wie es ohne Zweifel das Natürlichste gewesen wäre, sondern nach Ablauf eines mehrwöchentlichen Urlaubs zu seinem Regiment nach Potsdam zurückzukehren. Die letzte Unterredung, welche er vor seiner Abreise mit Gertha führte, fand im Beisein der Baronin von der Goltz statt und hatte in ihrem Verlauf sehr wenig von dem Abschied zweier Verlobten. Eine gewisse ernste Freundlichkeit, die auf Seiten der jungen Komtesse nicht ohne merklige Befangenheit war, bildete den Grundton ihres Gesprächs, und nach manchem seiner früheren Besuche auf Schloß Hohenstein hatte sich der Husarenlieutenant viel herzlicher von seiner Base verabschiedet, als es diesmal der Fall war. Einmal nur versuchte er eine Hindeutung auf den Tag ihrer Vermählung: aber der halb vorwurfsvolle und halb ältliche Blick, mit welchem ihn Gertha darauf statt aller anderen Erwidrerung ansah, bestimmte ihn, diesen Gegenstand sogleich wieder zu verlassen.

Er sprach davon, daß er voraussichtlich erst beim Beginn des Sommers wieder auf Hohenstein würde eintreffen können, und Gertha verrieth weder durch ein Wort noch durch eine Miene irgend welches Bedauern über eine so lange Trennung. Auf die Bitte ihres Verlobten, ihm recht häufig zu schreiben, antwortete sie mit einem ruhigen freundlichen: „Gewiß, das ist ja ganz selbstverständlich.“ Und als er sie dann zum ersten Male an sich zog, um einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, da sträubte sie sich zwar gegen die Liebfolung nicht, aber sie machte sich doch sogleich wieder frei, und ihr eben noch sehr blaßes Gesicht war wie mit Blut übergoßen.

Im stillen Einerlei gingen nach Wenzels Abreise die Tage auf Schloß Hohenstein dahin. Von Vergnügungen und Festlichkeiten war für die beiden einsamen Damen natürlich nicht die Rede, und außer der Beschäftigung mit Musik und Malerei bildeten weit ausgedehnte Spazierfahrten und Besuche bei den Armen und Kranken der fürstlichen Besitzungen die einzige Abwechslung in Gerthas zurückgezogenem Leben.

Fürst Wenzel kehrte in der That während des ganzen Winters nicht nach Hohenstein zurück. Er schrieb regelmäßig und empfing ebenso regelmäßig Antwort von seiner Verlobten. Daß Gerthas Briefe viel kürzer zu sein pflegten als die seinigen, mochte wohl in dem Umstande seine Erklärung finden, daß es aus ihrer ländlichen Einsamkeit nur wenig Interessantes mitzutheilen gab. Wenzel beklagte sich denn auch nie und schrieb seinerseits immer in demselben liebenswürdig heiteren Ton, der viel leichter einen etwas spöttischen als einen leidenschaftlich feurigen Klang annahm.

Für die zweite Hälfte des Monats Juni hatte er seinen Besuch auf Schloß Hohenstein in Aussicht gestellt und wenn er sich gesittlich vermied, in seinen Briefen von der Gestaltung ihrer gemeinsamen Zukunft zu sprechen, konnte Gertha doch kaum im Zweifel darüber sein, daß er jetzt, nachdem mehr als ein halbes Jahr seit ihres Vaters Tode vergangen, jedenfalls eine bestimmte Entschließung in Bezug auf den Termin der Hochzeit von ihr verlangen würde.

Wes es hatte nicht den Anschein, als ob sie selbst sich mit diesem Gedanken beschäftigte. Während sie vor der Baronin von der Goltz, die ihr in dem mehrmonatlichen engen Zusammenleben wirklich zu einer mütterlichen Freundin geworden war, sonst keinerlei Geheimnisse hatte, beobachtete sie in Allem, was sonst sich auf ihr Verlobniß und auf ihre bevorstehende Vermählung bezog, auch ihr gegenüber eine Zurückhaltung und ein Stillschweigen, das der alten Dame zuletzt befremdlich erscheinen

mußte. Die Baronin konnte sich denn auch nicht enthalten, eines Tages dieser Empfindung Ausdruck zu geben und Gertha mit freundlichem Vorwurf zu fragen, warum sie ihr gerade in diesem Einen so beharrlich ihr Vertrauen entzöge.

„Es ist etwas in mir,“ versetzte Gertha, „das mich hindert, von diesen Dingen zu sprechen, etwas, dem ich keinen Namen zu geben weiß, und das ich nicht zu überwinden vermag, wie thöricht es auch sicherlich im Grunde ist. Wenn ich an das Kommende denke, so ist es mir immer, als ob das Alles noch in weiter, nebelhafter Ferne läge, und ich kann meine Gedanken nicht dabei festhalten.“

Die Baronin machte zu diesem seltsamen Geständnisse ein sehr ernsthaftes Gesicht. „Aber Sie empfinden doch eine aufrichtige Zuneigung für Ihren Vetter, liebste Gertha?“ fragte sie. „Sie sind gewiß, daß Sie ihn lieben — nicht wahr?“

Die Komtesse antwortete jetzt nicht sogleich; mit einem träumerisch nachdenklichen Blick schaute sie vor sich hinaus in's Weite.

„Ich glaube es wohl,“ sagte sie endlich leise. „Wenzel ist mir von Jugend auf ein guter Kamerad gewesen, und es gal öfter Zeiten, da ich sicher war, daß er mir mehr sei als das. Wenn es mir jetzt mitunter schwer fällt, mir vorzustellen, daß es zwischen uns fortan nun wirklich anders sein soll als bisher, so trägt wohl nur der Schmerz um den Verlust meines geliebten Vaters die Schuld daran.“

Sie wurden durch einen Zufall gehindert, das Gespräch fortzusetzen, und Frau von der Goltz kam nicht auf den Gegenstand zurück. Es schien ja müßig, jetzt wo nur noch vierzehn Tage bis zum Eintreffen des Fürsten Wenzel vergehen sollten, von Dingen zu reden, die durch den natürlichen und selbstverständlichen Verlauf der Ereignisse ohnedies ihre befriedigende Erledigung finden mußten.

In einem der ersten Junitage erschien der Justizrath von Rodol auf dem Schlosse. Gertha wußte, daß die Wittve des Grafen Adelhard im Namen ihres unmündigen Sohnes Lothar einen Prozeß gegen den Fürsten Wenzel angehängt habe; aber der Letztere war in seinen Briefen stets so leichtsin mit einem spöttischen Wort darüber fortgegangen, daß sie noch kaum eine bestimmte Vorstellung davon erlangt hatte, welcher Art die von der ehemaligen Sängerin geltend gemachten Ansprüche eigentlich seien. Nun aber, da sie unerwartet Gelegenheit fand, den Sachwalter ihres Verlobten zu befragen, legte sie ein sehr lebhaftes Interesse für die Angelegenheit an den Tag, und der Justizrath mußte sie ausführlich über alle Einzelheiten des nach seiner Ueberzeugung für den Fürsten unverlierbaren Rechtsstreites unterrichten. Es setzte den alten gewiegten Juristen einigermaßen in Erstaunen, daß sie ihn immer und immer wieder fragte, ob das Recht denn auch wirklich klar und unabweigend auf der von ihm vertretenen Seite sei und ob es in der That gar keine Möglichkeit gebe, eine gültliche Verständigung herbei zu führen. Es verurthete ihr unverkennbar aufrichtige Betrübniß, als er namentlich diese letztere Frage mit aller Entschiedenheit verneinen mußte.

„Die Forderungen, welche die Gräfin aufstellt, sind für uns selbstverständlich ganz unerfüllbar,“ sagte er. „Auch Sie, meine gnädigste Komtesse, würden wohl schwerlich damit einverstanden sein, daß der Titel Ihres verstorbenen Herrn Vaters auf den Sohn einer Sängerin von ziemlich zweifelhafter Herkunft übergeht, und daß vielleicht gar diese Dame selbst als Vormünderin ihres minderjährigen Kindes hier als Herrin waltet.“

(Fortsetzung folgt.)

Völkerstudien am Bosporns.

Im starken Gegensatz zu der Stille der meisten Straßen Stambuls wogt in den niedrig gelegenen, dem Hafen selbst und den Meeresufern nahen Theilen der Stadt ein Menschengedrange so bunt an Formen, Farben und Typen, so lärmend und vielschäftig wie ein europäischer Hafenort es sonst nicht und auch wohl ein anderer orientalischer kaum zeigen dürfte. Denn hier münden, gerade wie die Wasserlinien, welche Konstantinopel umgeben, so auch die Verkehrsbahnen des Nordens und Südens, des Orients und Occidents aus, hier stoßen die Völker alle aufeinander, welche nach diesem Schlüssel zweier Welttheile hingedrängen, gierig auf seinen Besitz; die einen, die ihn verloren, nicht minder als die, welche heute daran sich nur ängstlich und unsicher anklammern, sowie jene, welche die begehrtesten Beute schon halb als ihr Eigenthum betrachten. Griechen,

Armenier, Türken, Bulgaren, Russen, Franzosen, Engländer, Italiener und Deutsche treiben hier aufeinander, ziemlich unvermittelt und innerlich fremd sich gegenüberstehend, jedoch nur das eigene Interesse, sei es ein geschäftliches, religiöses oder politisches verfolgend.

Und nicht nur die weite Ferne bevölkert die Straßen Konstantinopels, auch das eigene Reich stellt dazu ein buntes Kontingent. So wenig Stambul als Mittelpunkt und Sammelstätte der Kultur und des geistigen Lebens für die Völker des Türkenreichs gelten kann, da ihm die großartigen Institute für höhere geistige oder Fachbildung sowie die Leistungen und Produkte dieser Kultur, wie sie sich in künstlerischen, geistigen oder politischen Centralpunkten sich überall anhäufen, gänzlich fehlen, ebenso entschieden ist aber auch der Hafen des Bosphorus die Messe, welcher jeder bezieht, der kaufen und verkaufen, erwerben und verdienen will. Der schwarze wollhaarige Athiopier, die braunen Araber im weißen Burnus und hohen Turban, die handeltreibenden Syrer, welche die Erbschaft der seefundigen und schlauen Phönizier angetreten haben, die schönen, aber durchtriebener Armenier und das heitere Volk der jonischen Küsten Kleinasiens, alle kommen hierher, um ihr Glück zu machen, mit gefammelter Waare, eigenem Geschick oder kaufmännischen Kniffen. Selbst der Inselgriecher sieht seine merkantile Hauptstadt nicht in Athen, sondern nach wie vor in Konstantinopel. Er gibt für den betriebfamsten und tüchtigsten von Allen, kein Geschäft ist ihm zu gering, kein Handel erregt ihm Bedenken. Und deshalb kommt der Grieche hier leicht zu Vermögen, mit dem er dann Luxus treibt, auf großem Fuße lebt, Landhitz und Equipage hält, ohne indessen sich von weiteren Geschäften, soliden oder zweifelhaften, auch ferner irgendwie abhalten zu lassen.

Mit weit größerem Rechte als man die Londoner Brücke als den Mittelpunkt der Welt bezeichnet, kann man die große Brücke über das goldene Horn für den kommerziellen Mittelpunkt des türkischen Reichs erklären. Da schiebt dieses Völkergemisch sich ruhelos an einander vorüber. Wagen, sowohl Luxuswagen als auch Lastfuhrwerke fehlen fast gänzlich. Die stillen engen Straßen beschränken ihre Benutzung sehr stark; wenn Lust oder Kraft zum Gehen fehlt, der miethet sich ein Pferd, neben dem der Vermietter, ein Türke oder Kurde, unermüdet einhertrabst. Der Türke ist überhaupt das Lastthier in dieser gemischten Gesellschaft. Immer ruhig, ernst und phlegmatisch scheint ihm die Gemüthsruhe und der Spekulationsgeist, deren man in diesem Getriebe bedarf, gänzlich zu fehlen. Wie man ihn fast niemals scherzen oder lachen sieht, so begegnet man ihm auch kaum in jenen tausenderlei Geschäften, die hier mit schlimmstem orientalischem Raffinement betrieben werden. Von allen Stämmen, die hier im ewigen Kampf um das Leben und seine Güter mit einander ringen, ist der eigentliche Nationaltürke der unfähigste. Seit den 400 Jahren, daß diese Horden in Europa eingebrochen und durch ein blutiges Gemetzel ohne Gleichen zur Herrschaft gelangt sind, stehen sie nicht nur auf dem alten Fleck, sondern sind in jeder Beziehung herabgegangen, auf einem großen, langjamern aber stetigen Rückzuge begriffen, aus dem Welttheile, in dem sie ewig Fremde bleiben müssen und sich auch wohl als solche fühlen. Dem Volk fehlt sowohl die Fähigkeit als auch das Bedürfnis und der Wunsch zu höherer Kultur, von ihren Ausschreitungen zerfressen und dezimirt, verstanden sie nicht eine ihrer Segnungen sich dienstbar zu machen und dadurch mußten sie tiefer und tiefer herabsinken. Dafür liefert hier Alles den Beweis. Sie, die Eroberer, umgab das Herrschergeschlecht mit unschätzbaren Vorrechten; Lasten und Abgaben drückten die unterjochten Völkerschaften unendlich stärker, viele Berufsweige blieben diesem gänzlich verschlossen und den Türken zur ausschließlichen Ausnutzung freigegeben; wo der Staat lohnbringende Unternehmungen in Angriff nahm, wandte er seinen Stammgenossen in parteiischer Vorliebe allein alle Vortheile zu. Und das Resultat? Von der höheren Intelligenz, dem Fleiße und dem rastlosen Streben nach größerer Kultur der Griechen und Armenier sind die Türken allmählich auf allen Gebieten zurückgedrängt worden. Der Handel befindet sich jetzt fast ausschließlich in den Händen der unterjochten Stämme und der eingewanderten Franken, ihr Wohlstand nicht allein und ihre Bildung, sondern auch ihre Zahl wächst stetig auf der europäischen Seite des Bosphorus, während die der Türken sich ebenso stetig vermindert. Es ist seit Menschenaltern eine wie von der Nothwendigkeit eines organischen Naturgesetzes bestimmte Erfahrung, daß der Grundbesitz nach und nach von den Türken in die Hände der betriebssamen Rajahs übergeht. Einst gab es nur zwei kleine Christenquartiere in ganz Stambul, der größte Theil von Galatas und Pera's Häusern und Grundstücken befand sich in türkischen

Händen. Der Grieche kommt zu Wohlstand, die Verhältnisse der Türken bleiben im günstigen Falle unverändert. Das Haus, der Boden ist des Letztern letzter werthvoller Besitz. Durch den hohen Preis des Letztern er ihn gern, um der tiefen Sehnsucht, dem lebhaften, unerstorbenen Triebe zu folgen, der ihn hinüberzieht auf das asiatische Ufer. Das ist die Regel. Wie Konstantinopel sich mehr und mehr leert von fechtbaren Türken, so schwellen Skutari und die anderen asiatischen Küstenstädte von türkischer Bevölkerung stark und stärker an. Der Prozeß vollzieht sich langsam, aber stetig, selbst die Beobachtung einiger Jahre genügt, ihn zu verfolgen.

Die Motive zu dem numerischen Rückzug der türkischen Bevölkerung sind zwar vorzugsweise in ihrer gänzligen Kulturlosigkeit, die sie dem Andrang edlerer Rassen weichen läßt, in dem instinktiven Zuge zur alten Nomadenheimath und in dem Rückgang, mindestens dem verhältnismäßigen, ihres materiellen Wohlstandes zu suchen. Doch sind dies nicht die einzigen. Bemüht und unbewußt arbeitet der Staat selbst daran, sich zu dezimiren. Zwei Thatfachen mögen in Bezug hierauf angeführt werden. Wehrpflichtig ist nur der Muselman. Indem der Staat seinen beträchtlichen Aufwand an Soldaten allein der einen Nationalität seines Reiches entnimmt und ihr ausschließlich eine Menge von Arbeitskraft im Jünglings- und Mannesalter entzieht, dem man dient lange in der Türkei, gehen die Rajahs, die Griechen, Armenier u. ungestört ihren Geschäften nach, erwerben Mittel, gründen einen Hausstand, breiten sich aus. Sobann ist die türkische Familie fast niemals kinderreich. „Viel Kinder, viel Plagen,“ lautet das Sprichwort. Das phlegmatische türkische Weib handelt nach diesem Worte. Am Ende des Gewürzbazars in Stambul sieht man sie an jedem Montage schaarenweise vor einer ägyptischen Apotheke stehen, sitzen, fauern. Dort ist ihre Börse, dort besprechen sie sich, machen ihre Einkäufe, holen sich Rath und allerlei Hilfe. In den Händen dieser tragen ungebildeten Frauen ist die Zukunft des Stammes schlimm gesichert. Ihre Söhne und Männer bewegen sich, wenn sie nicht dem ungeheuren Heer der Beamten angehören, welche am Markt des Landes jaugen oder in beschaulicher Ruhe vor den Kaffeehäusern und auf den Polstern daheim ihr Leben verträumen, indem sie ihre Rente verzehren, der großen Mehrzahl nach in untergeordneten Berufskreisen.

Während nun die Türken über diese niederen Stufen der Entwicklung entweder sich nicht zu erheben vermochten, oder auf sie von begabteren Nebenbuhlern wieder hinabgedrängt sind, haben vor Allem die Griechen einen umgekehrten Weg gemacht. Ursprünglich sich von den muhamedanischen Eroberern auf ein einziges enges Quartier in Stambul, Phanariotik, von dem sich heute noch die angesehenen alten Familien Phanarioten zu nennen lieben, beschränkt sehend, sind sie jetzt Herrn des Geschäftes, Besitzer eines großen Theils von Grund und Boden der Hauptstadt, einflußreich, angesehen und unausgesetzt zunehmend an dem was sie sich errungen.

Ueber die „wissenschaftliche“ Thierquälerei grausigster Art

verbreitete sich dieser Tage Professor Dr. Förster in einem Vortrage in der „Magnetischen Gesellschaft“. Redner führte nach einem Referate der Zeitung „Thier- und Menschenfreund“ unter Anderem Folgendes aus: „Was wir heute behandeln, ist der furchtbarste Ausdruck einer Gesinnung, welche kein Gewissen kennt, weil sie im Menschen lediglich ein Erzeugniß von Naturkräften sieht, wie dies in rohester Weise Vogt gelehrt hat. Es ist, als sähe man in eine Welt hinein, die von allen guten Geistern verlassen worden ist und vom Teufel beherrscht wird. Den Gebrauch, den der Mensch von der Thierwelt macht, müssen wir mit dem Menschenrechte vereinbaren können, welches vom Gewissen überwacht wird. Wir sind als Laien ebenfalls berechtigt über die Vivisektion zu reden, da sich diese Sache nicht auf die Thierwelt allein beschränkt sondern auch das „Menschennaterial“ in Krankenhäusern angewandt wird. Die Vivisektion ist nicht eine bloße Zerschneidung der Thiere, wir müssen sie treffender eine Zermarterung nennen. Victor Hugo sagt: „Die Vivisektion ist ein Verbrechen“, und wir haben ähnliche Aussprüche von solchen Forschern, welche der Vivisektion deswegen den Rücken gewandt haben. Man verbrüht die Thiere bei lebendem Leibe, um „wissenschaftlich“ festzustellen, daß man ohne Haut nicht leben kann; man läßt sie verhungern und verdursten verhindert die naturgemäßen Entleerungen, schneidet Theile aus

dem Gehirn, zieht ihnen die Haut vom Leibe, reißt Glieder ab, durchschneidet Nerven, bohrt das Rückenmark heraus und Anderes mehr, Alles an lebenden Thieren, welche obgleich häufig narkotisiert, doch entsetzlich leiden müssen. Denn erstlich währt die Narkose doch nur eine kurze Zeit, und zweitens werden die so unsäglich gemißhandelten Thiere häufig noch tagelang wochenlang zu weiteren Versuchen am Leben erhalten. Einen besonders breiten Raum nehmen die Reizungen bloßgelegter Nerven mittels des elektrischen Stromes ein. Die Nerven-Versuche schließen auch jede Betäubung aus und sind deshalb besonders grausam. Eine zweite Versuchsart beschäftigt sich mit der Beobachtung von Vergiftungs-Erscheinungen. Es handelt sich um die Einlösung von Gitter in den Thier-Organismus, und, was gerade auf dem Gebiete der Impfversuche für Pflanzerei geschieht, das spottet aller Beschreibung. Krankheiten wird man niemals mit Serum und ähnlichen Wissenschafts-Früchtlingen bekämpfen können. Zu einer dritten Art von Versuchen hat man Thiere benützt, um festzustellen, wie weit man ein Thier abtöden muß um das Zutrauen, den Anhänglichkeitstrieb zu ersticken (!) Einer trächtigen Hündin wurden die Jungen aus dem Leibe geschnitten und vor das Gesicht gehalten, um zu erfahren, ob die Mutter ihre Kinder erkennt und wie sie sich verhält. (Allgemeine Kurse des Abscheus.) Einem Hunde, der ihm treu ergeben, sticht ein Forscher die Augen aus, und das Thier leckt ihm noch die Hand. Er schneidet ihm die Ohren ab und endlich ist der Moment da, wo das Thier ihn flieht mit allen Zeichen des Hasses und des Abscheus. Und wiederum weiter zertheilt er das Thier bis zu jenem Moment, wo es aller seiner Sinne beraubt, gar nicht mehr auf erneute Mißhandlung reagiert. Und wozu dies? Eine Auskunft giebt doch ein solcher Versuch nur, nämlich bis zu welchem Grade ein Mensch fallen kann. Das ist weder Kunst noch Wissenschaft, es ist eine geistige Epidemie! Tag für Tag werden auf allen wissenschaftlichen Lehranstalten derartige Versuche gemacht. Gegen Laien schließen sie ihre Versuchsfälle, ab, darum weiß das Volk wenig davon. Solche Frevel geschehen aber an staatlichen Anstalten von sogenannten Gelehrten, die Orden und Titel haben. Wir, die dem Staate die Mittel darbieten, haben doch das Recht, Ausgaben zu beanstanden, die dem Volke nichts nützen, ja ihm sogar in mehrfacher Beziehung schaden. Die Thierschutzvereine sind in dieser Sache leider zu lau. Ist doch sogar der Vivisektor Professor Dr. Ludwig in Leipzig lange Zeit Ehrenmitglied des dortigen Vereins gewesen! Nicht um einzelne Ausschreitungen handelt es sich, sondern das Uebel geht, wie die Verirrungen des Mittelalters, epidemisch durch die betreffenden Kreise. Wer die Qualen für erträglich hält, der lasse an sich selbst die Versuche machen. Die Thiere werden narkotisiert; ja, aber die Narkose, welche selbst die gräßlichen Schmerzen nicht beseitigen kann, hält nur sehr kurze Zeit an, und die Versuchsthiere werden noch zu weiteren Versuchen aufbewahrt. Ein Betäubungsmittel, das indische Pfeilgift Curare, ist geradezu frevelhaft, da es nur die Bewegung lähmt, die Empfindungsnerven aber in voller Thätigkeit beläßt! Die Wissenschaft mag frei sein, aber nicht jedes Mittel ist frei. Wir müssen gegen den Nihilismus in der Medizin ankämpfen. Man trete hin und verbreite in den Bekanntenkreisen, was man hier gehört. Der Vortrag fand unter den Versammelten reichen Beifall.

Allerlei.

Ueber eine Vergiftung unter seltsamen Umständen berichtet das „British Medical Journal“, deren Zustandekommen beachtenswerth ist. Bekanntlich ist es allgemein üblich, Blattläuse und ähnliches Ungeziefer von Stuben- und Gartenpflanzen z. B. Gurken, Melonen usw. zu entfernen, indem man die Gewächse mit einer Tabakabkochung besprengt. Dieses Verfahren ist nun, wenn es sich um Pflanzen mit essbaren Früchten handelt, wie der in England beobachtete Fall lehrt, nicht ganz unbedenklich. Man hatte dort einen Weinstock zu dem Zwecke zunächst mit Tabakabkochung besprengt und dies im Laufe des Sommers mehrfach wiederholt unter Verwendung einer Flüssigkeit, die im Handel als „reines Tabaksmikotin“ zu haben war. Sechs Wochen später wurden die reifen Trauben geerntet — die Trauben selbst waren, wie es heißt, von der Flüssigkeit nicht berührt worden. Alle Personen, die Trauben von dem Weinstock aßen, wurden schwer krank. Nach dem Urtheil der Aerzte, welche die Kranken behandelten, konnte es sich nur um eine Vergiftung handeln, die ausgesprochen einer Nikotinvergiftung ähnelte. Diese Diagnose führte auf die Ursache der Vergiftung, von der auch eine Dame befallen wurde, die gewohnheitsmäßig rauchte. Der Fall verdient wegen der häufigen Verwendung von Tabakabkochungen für solche Zwecke jedenfalls erwähnt zu werden. Auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht giebt das Vorkommen hin

vielleicht einen Fingerzeig. Bis ins Mittelalter hinein waren Morde durch Beibringen von vergifteten Früchten nicht selten, und damals glaubte man, daß die Giftpflanzen ihre Pflanzen mit bestimmten Stoffen begießen und dadurch die Früchte giftig machten.

Die deutsche Frau. In seiner Geschichte der deutschen Frauen sagt Johannes Scherr: Sagt die welschen Sprachmeister weg, zerklüftet die ewigen Klimperlasten, welche nachgerade jedes Jahr zu einer Klavierhülle machen, lehrt die deutschen Mädchen zeitig den sittlichen Werth der Arbeit kennen und woher das Brot komme; laßt die Hände und Finger, statt auf den unverantwortlich viel Zeit raubenden und noch dazu die Denkfähigkeit abstumfenden Tasten, lieber in Küche, Vorrathskammern und Garten rühren, bringt ihnen bei, daß die wahre Heimath der Frauen nicht der Ball-, Concert und Opernsaal sei, sondern das Haus und die Häuslichkeit; lehrt gute Töchter denken, und wär es täglich nur eine Viertelstunde, nur fünf Minuten lang, etwidelt in ihnen, statt des hohen Wortschwalls, statt der Sucht zu scheitern und zu glänzen, den Eifer, etwas Besseres zu sein, als die Toilettenpuppen an den Schaufenstern der Modelläden; gebt ihnen statt elenden Verbildungsframs lieber Verständigkeit, Arbeitsamkeit, Genügsamkeit zur Aussteuer und Ihr werdet endlich wieder Mütter erhalten, welche nicht bloß ausnahmsweise, sondern insgesamt fähig sind, ihr künftigen Knaben zu echten Männern zu erziehen, zu Männern, welche das Zeug haben, uns von dem Druck der leeren Redensart zu befreien.

Der sprechende Kanarienvogel. Auf einem Jahrmarkt in einem holländischen Orte wurde in einer Hube auch ein sprechender Kanarienvogel angepriesen. Eine große Schau- und hörlustige Menge strömte hinein. Auf einem aus Brettern und Tonnen hergestellten Podium stand auf dem Tisch das Gebauer mit dem wunderbaren Vogel. „Meine Herren und Damens“, begann der glückliche Besitzer, „Se möt dat nich för ungut ne men, aber min lütten Vogel kann blot plattdütsch snaken. Könt Se dat verriahn?“ — „Ja, natürlich!“ Man los!“ erkante es im Chor. — „Dat is got! Na, min lütten Rischan“, wandte er sich an den Piepmaz, „du magst ja so girt snösten! Segg mal, wat magst du denn lemer, de Zigare oder ne Piep?“ — „Piep!“ sagte der Vogel. Große Verblüffung, dann belohnte Beifallstafsch ein einstimmiges Gelächter die großartige Leistung. Natürlich priesen die „Hineingefallenen“ dann nichts so sehr an, wie den famosen Kanarienvogel! — den lieben Mitmenschen zu Nus und Frommen, und die Hube wurde nicht leer.

Ein weiblicher Soldat auf Kuba. Dem „Imparcial“ wird aus Habana berichtet: An Bord des Dampfers „Buenos Aires“ traf hier ein junges, hübschliches Mädchen aus Malaga ein, das Soldatenuniform trug. Die unternehmende Jungfrau hatte sich also vermunnt, um nicht ihren Bräutigam, der als Trompeter beim Ma-Mas Bataillon dient, allein nach Cuba gehen lassen zu müssen. Fünf Tage lang galt sie auf dem Schiff als Mann und Soldat; aber da heiße Liebe nicht lange verborgen bleiben kann, verrieth sich auch die liebende Andalusierin sehr bald. Anna Merida, so heißt die Heldinjungfrau, will ihrem Bräutigam überall hin folgen.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben? — Nun m todesmuthiger Tapferkeit! „Kinder, heute ist ein Tag für die Dit preußen! Entweder das hölzerne, oder das Eiserne Kreuz!“ Mit diesem Rufe stürmte am 23. Dezember in der blutigen Schlacht an der Gallue der Füsillier Alexander Müller einer Abtheilung von etwa 30 Mann des Schützenzuges der 5. Kompagnie der Dreihunddreißiger voraus und einer von feindlichen Geschützen gekrönten Anhöhe zu. Der Zugführer hatte eigentlich beabsichtigt, am Abhange vorläufige Deckung zu nehmen, nun aber ging es in furchterlichem Kugelregen zum Angriff. Ein Geschütz schieb in den Händen der Schützen und der Füsillier Müller der eigentliche Urheber des kühnen Ansturmes gegen die große Uebermacht, vernagelte selbst das Geschütz durch Eintreiben eines Entladeitoles in das Bündloch. Von den 30 Mann kamen nur 10 zurück, denn bald erkannte der Feind die Schwäche der mutpooellen Schaar und rückte von Neuem vor. Viele der tapferen Ditpreußen ruhten bald unter dem hölzernen Kreuze — nach ehrenreichem Soldatentode. Alexander Müller aber, der bei Gravelotte durch einen Granatplitter verwundet, erit füzlich geheilt von Eöln zurückgekehrt war, wurde mit dem Eisernen Kreuz belohnt und lebt als Kaufmann in Elbing. — Von einer Fülle ähnlicher Heldenthaten berichtet die soeben erschienene 4. Nachtragslieferung des vom Deutschen Verlagsbause Bong u. Co., Berlin SW. 57 und Leipzig, herausgegebenen und nach persönlichen Berichten von Friedrich Freiherr von Dindlage-Campe, General-Lieutenant z. D. gearbeiteten patriotischen Prachtwerkes „Kriegserinnerungen. Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben.“ Es gewährt den höchsten Reiz, sich in diese Schilderungen der Selbsterlebnisse der tapferen Ritter des Eisernen Kreuzes zu vertiefen. Lebendig und unmittelbar treten die gewaltigen Ereignisse an den Leser heran. Die Bildnisse der Tapferen und zahlreiche treffliche Illustrationen von ersten deutschen Künstlern, sowie ein großes, meisterlich ausgeführtes farbiges Bild nach H. Knödel: „Die Lebenskämpfe und die 2. Mänen bei Pouprie“ vervollständigen den packenden Inhalt. Da der Preis einer Lieferung nur 50 Pf. beträgt, ist auch dem mäßig Bemittelten die Anschaffung des prächtigen Werkes möglich gemacht.

Verantw. u. Verleger: Dr. Heinrich Ruhe. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

